

(Nachdruck verboten.)

Der Auerhahn.

Roman von Alfred Bod.

Christine trocknete sich mit der umgekehrten Faust die Augen und starrte vor sich hin. Was lag an dem elend g schlechten Leben? Wenn sie's der Soldatentarlone nachhat und ins Wasser ging? Es krächte ja doch kein Hahn nach ihr. Aber das Kind? Wer sorgte für das arme Wurm? Der Rabenvater verleugnete es. Und bekam die Mandlern keine Markstücker mehr, behielt sie den Pflögel nicht im Haus. Wo traf man denn noch gutthätige Menschen? In Nimmerstadt und Nirgendheim. Es war nichts mit dem Sterbensgedanken. Aufrecht mußte sie bleiben. Sie hing an dem Dub, gab jeden Nidel für ihn hin. Zwar war er seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Aber konnte er dafür? Und wenn er lachte, sah er so wunderlieb aus. Da bobbelte einem das Herz im Leib.

Ein heller Schein flog über ihr Gesicht. Nur einen Augenblick. Gleich übermannte sie wieder die Traurigkeit. Ein Weg stand ihr noch offen — der Weg ans Gericht. Nein, dreimal nein, den ging sie nicht. Sollte sie vor den Leuten ihre Schande erzählen? Das war ihr doch zu schamerig. Und peinigen thaten einen die studierten Herren mit ihrer Fragerei bis aufs Blut. Da ließ sich nichts vertudeln.

„Christine Wallbott, wie heißt Dein Vater?“

„Ei nichts für ungut, ich weiß es nicht.“

Jetzt steckten sie die Köpfe zusammen.

„Wie der Ader, so die Stüben!“

Nun trat auch noch der Jakob auf. Herr Jesus im Himmel! Ihr Herz stand still. Und sollte doch gegen ihn sprechen und klagen.

„Mit Verlaub, Ihr Herren, das kann ich nicht. Der Jakob weiß schon, wie's zugegangen ist.“

Und der Jakob leugnete rundweg ab. Ja freilich, es war kein Mensch dabei gewesen. Sie brachte vor Schrecken kein Wort mehr heraus. Und zog mit Schimpf und Schande ab.

Akkurat so wär's gekommen. Sie atmete auf. Gott sei Dank, daß sie keins beschwächt hatte, ans Gericht zu laufen. Armut macht mutarm, sprach das alte Fräulein aus der Mühlgasse, das als Sonntags bei der Klemmrathen den Kaffee trank. Wer gab einer bettelarmen Dienstmagd recht, die nichts zu brechen und zu beißen hatte?

In Elend und Dürftigkeit war sie aufgewachsen. Die Mutter gab ihr kärgliche Kost und kuffte sie mit der geballten Faust. Die Brüggeluppe hätte sie verwunden, aber daß die Mutter kalt und warm aus einem Munde blies, das konnte sie nicht ertragen. Mit sechzehn Jahren kam sie auf den Heibertshäuser Hof, zuerst als Stallmagd, dann ins Haus. Des Bauern Aeltester strich um sie herum, sie hatte den Fischen abzuwehren. Doch hielt sie's dritthalb Jahre aus. Dann trat sie beim Lehrer zu Belda in Dienst. Da hatte sie lauter gute Tage. Bei freundlichem Zuspruch schaffte man gern. Am Sonntag gab ihr der Lehrer Bücher. Da standen lustige Sachen drin. Verstand man davon auch nicht viel, so hatte man doch was Gescheites in der Hand und dosselte nicht ungedankten hin wie das Vieh. Bei dem Lehrer wär' sie ihr Lebtag geblieben. Der frag aber eine Stelle in Starckenburg, und mit dem guten Dienst war's vorbei. Nun vermietete sie sich in die Stadt, als Spülmagd in die „Goldene Gans“. Da machte sie mit dem Jakob Bekanntschaft. Der stand fell in der Leibcompagnie und war soweit ein manierlicher Bursch. Zuerst kam er ans Küchenfenster und erzählte Späße vom Militär. Das konnt' man sich schon gefallen lassen. Dernaecher sagt' er:

„Hör' zu, Christine. Du stehst da in der barbarischen Sit', Du mußt Dich draußen verkühlen. Wir wollen ein bißchen spazieren gehn.“

Das war ihr recht. So gingen sie in der Abendzeit. Sie dachte sich weiter nichts dabei. Nur daß die Leute sprachen: Das ist Dein Schatz. Jetzt war eine Soldatenfeier. Da wurde in der Kaserne mächtig getanzt. Er drangsalierete, sie

sollte doch auch mitmachen. Sie schlug's ihm kurzweg ab. Um alles in der Welt hätte sie da nicht mitgehopt. Da ging's ja zu als wie in der Türkei. Da traute kein besser Mädchen sich hin. Nun hatte er auch die Lust verloren, blieb bei ihr in der Küche sitzen. Das Anhängliche that ihr wohl, sie hatte noch nicht viel Liebe erfahren. Und sie schwächten und schwächten bis in die Nacht. Ihr war so eigen und so wohl zu Mut, und sie meinte nun selber: er ist dein Schatz. Sie hätte ihm fell gern was Gutes gekocht, er nahm aber keinen Bissen an. Er wollte partiu nur bei ihr sein. Auf einmal hatte er sie auf dem Schoß und herzte sie, daß ihr der Atem verging.

Das hätt' sie selbignal nie gedacht, daß man einem Menschen so gut sein könnt'. Dazumal sang sie:

„Mein Schatz ist kein Zucker,
Was bin ich so froh,
Sonst hätt' ich ihn gefien,
Jetzt hab' ich ihn no!“

„Hei! war das ein Gepisser und ein Gedutschel, der Abend hätt' dreimal so lang sein dürfen. Und was der Jakob für Anschlag' hatte. Erst wollt' er von den Studierten was profitieren, daß er vornehme Häuser ausmalen könnt', dann wollt' er sich in Frankfurt niederlegen mit seinem eignen Geschäft. Und die Bestellungen regneten herein. Vor lauter Arbeit that er verzwaheln. Und Geld war da wie Heu. Seine Sprach war, sie sollt' nur ihre Gedanken drauf richten, was sie später für ein schönes Leben hätten.“

Wenn man jetzt darüber simelierte, wie schnell die Zeit vergangen war, man wurde weiß Gott ganz durmelig. Eh' man sich's versah, kam der Jakob von den Soldaten los und machte fort ins Rheinische. Sie hatte den ganzen Sommer geweint. Nicht bloß, weil sie von einander gehen sollten. Sie mußte ohnehin ihren Dienst verlassen. Es war hohe Zeit, daß sie bei der Mutter Unterkunft suchte. Die ließ sie aber schön anlaufen, schwur Stein und Bein, sie leide kein so verliederlicht Weibsstück im Haus. Und das war grausam schlecht von ihr, wo sie's doch selber durchgemacht hatte, in so einem Stand allein zu sein. Der Hartherzigen gab sie keine guten Worte, ging stracks wieder in die Stadt zurück und kam mit der Mandlern überein, daß sie bei der ein ruhiges Plätzchen fand. Martini war das Bubschen da, ein schnegefetter hübscher Kerl. Alleweil war das Kostgeld aufzubringen, und sie verdingte sich als Amme beim Hauptmann von Effenberg. Da schenkte sie einem arnigeligen Kindchen die Milch. Die gnädige Frau kränkelte so hin. Der Hauptmann war ein halber Sparrelaspar! Der dätshelte sie und sagte, sie sollt' ihm zu Willen sein, der Maßmann, sein Bursch, der that' für alles aufkommen. Sie ließ sich aber nichts gefallen. Ueber'n Jahr trag das Hauptmannskindchen die Krämpfe und starb. Gerad' suchte die Klemmrathen eine Magd, da nahm sie von der den Mietpfennig an. Bei den Vädersleuten gefiel's ihr ganz gut, sie hatte für sich und ihr Bubschen genug. Manchmal vergaß sie den nagenden Kummer, denn man konnte nicht immer den Kopf hängen lassen, die Menschen wollten kein Mogggesicht. — Wie der Blig hatte sie die Nachricht getroffen, daß der Jakob vorgeist' durchpassiert war. In'sgeheim hatte sie doch noch auf ihn gehofft. Jetzt wußte sie's, er war ewig hin.

Draußen hörte man jemand über die Steinstiefen schlurfen. Das konnte wohl die Klemmrathen sein. Christine stand auf und stellte ihre Töpfe zurecht. Die Thür ging auf und die Schnappersgritt trat herein.

Christine schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Herr Jesses, die Wäs!“

„Ja, gelte, Du guckst.“

„Nu sag' ich nir mehr. Wo kommst Du dann her?“

„Ei, diesen Morgen von Eschenrod.“

„Wie geht Dir's dann, Wäs?“

„Wie soll's gehn! Wann man alt ist, hat man alsfort zu kressen.“

„No, Wäs, Du trinkst doch ein Schälchen Kaffee?“

„Zawohl, ich sein Dir halbverfroren.“

Christine bediente links die Wäs. Die Alte schlappte den wärmenden Trank und tunkte drei mürbe Weck darin ein.

Während dieser heftigen Handlung — als solche gilt den Bauern das Essen — sprach sie bei Leib und Leben kein Wort. Erst als sie Hunger und Durst gestillt, stand sie ihrem Schwefterkind wieder Rede.

„Was giebt's dann Neues in Eschenrod!“

„Nix daß ich wüßt.“

„s ist eine Ewigkeit, daß ich keins aus Euerm Ort gesehen hab.“

„Wir liegen halt abseit.“

„Ja, ja.“

Die Alte wischte sich die Nase mit der Schürze.

„Was ich sagen wollt? Es sterben es viel Leut' bei uns.“

„Akrat wie in der Stadt. Das macht die Infallenza.“

„Die vorige Woch' hat der Knochenmann unserm Flurschütz seine Frau geholt. Und war erst sechsundvierzig.“

„So, so, dem Flurschütz seine Frau,“ sagte Christine scheinbar gleichgültig.

„Und dessentwegen wollt' ich einmal mit Dir sprechen,“ packte die Grift nun aus.

Christinens Augen hefteten sich starr auf die Alte.

„Dessentwegen willst Du mi' mir sprechen?“

„Ja freilich. Als Witmann ist der Flurschütz übel d'ran. Sein Bub' ist auf der Wanderschaft und stößt sich die Hörner ab. No will er seine Sach' in Ordnung haben. Die Aeder hat er zwar verlehnt. Dertweil' giebt's im Haus und im Garten noch genug zu schanzen. Von Vieh stellt er nix ein, höchstens ein paar Ferkel. Den Tag über geht er in die Gemartung. Es sucht er eins, wo Verlaß drauf ist. Und wie ich mit ihm darüber schwäg', fährt mir's durch den Kopf, das wär' justement ein Platz für Dich.“

„Und hast ihm das vorgestellt?“ fragte Christine mit vor Erregung heiserer Stimme.

„Das versteht sich,“ schmunzelte die Alte. „He hat erst gemeint, wann eins in der Stadt ist, geht's nicht mehr aufs Land.“ Das kommt drauf an, hab' ich gesagt, für Geld und gute Wort' kann man alles haben. No, spricht er, hundertfuszig Mark und ein Christkindchen thät' er ausgeben. Es überleg' Dir's, Christine. Kriegst Du den Dienst in Eschenrod, siht Du wie die Kack' auf dem Speck. Der Flurschütz ist noch in guten Jahren und gilt im Ort als vermöglicher Mann. Ja, Du bist doch auch nicht von Dumbbach.“

Christine bastelte an ihren Schürzenbändern herum und sagte die Augen niedererschlagend:

„Du hast keine Gedanken darauf gehabt, Was, ich gehor' doch bei mein Kind.“

Die Schnappersgrift erhob sich behebt.

„Christine, Du mußt wissen, was Du thust. Ich mein', Du machst nach Eschenrod und das Kind bleibt wo's ist. Und wann Du Sonntags als nach dem Schnudeschen guckst, legt Dir der Flurschütz nix in den Weg.“

Die Alte humpelte hinaus, in der Stadt ihre Geschäfte zu besorgen, versprach aber, gegen Mittag wiederzukommen. Christine ließ mit hochrotem Gesicht in ihre Kammer, aus der Kammer in die Küche und hatte schier den Kopf verloren.

Draußen läuteten die Glocken den Gottesdienst ein. Unwillkürlich holte sie ihr Gesangbuch herbei. Darin stak das Buchzeichen, das ihr der Lehrer zu Velda geschenkt hatte.

„Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los,
Ich stand in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß.“

Seitdem sie der Jakob im Stich gelassen hatte, hatte sie einen wahren Jörn auf den Herrgott gehabt, weil er ihr das angethan. Offenbar sah er die Sache jetzt mit andren Augen an, denn er hatte ihr in ihrer Herzensangst die Schnappersgrift geschickt. Das war gar tröstlich. Da wurd' es einem leicht, wieder fromm zu werden. Und dankerfüllt faltete sie die Hände um ihr Gesangbuch und sprach wie betend vor sich hin:

„Lieber Vater im Himmel, ich sein dir ganz verzwebelt geweest, dieweil du dich gar nicht mehr um mich gekümmert hast. Du mußt, scheint's, gedacht haben: was die Christine sich eingebrockt hat, soll sie auch ausessen. Mein! ich sein zu dem Kind gekommen und weiß nicht wie. Sonst hast Du mir doch gar nix vorwerfen können. Und ich hab' als gelurt und gelurt, Du sollt'st einmal dreinschlagen und dem Jakob den Kopf zurechtsetzen. An was soll man dann glauben, wann einer einem armen Mädchen so mitspielen darf und dernacher nix mehr von sich hören läßt? Ja und dessentwegen sein ich in keine Kirch' mehr gegangen. Es seh'n ich aber doch, daß der Lehrer zu Velda recht behält.

Der hat als gesagt: Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal als Magd zum Jakob seinem Vater kommen thät'. Lieber Gott, das hast Du so eingericht'. No, ich werd Dir keine Schand' machen. Und arbeiten will ich, wann's sein muß, für zwei. Es möcht' ich nur für mein Leben gern wissen, wie Du Dir das alles ausgeklugt hast, wo der Flurschütz doch kein Arg von nix hat und ich nicht als Heimbuchsern dastehn will. Stät, stät! sprichst Du, wer fällt dann gleich mit der Thür ins Haus? Ich denk' aktrat, wie Du, lieber Gott. Ich mein' so: ich ihu'n ebenst meine Arbeit und sein murestill. Der Jakob strunzt nicht ewig herum. Auf einmal kommt er wieder heim und macht Augen so groß wie zwei Keller. Es hol' ich flink das Buchchen bei. Und wie das „Babbe, Babbe!“ ruft, da geht's dem Schlechtkopp doch an die Nieren. No hört sein Vater, wie's zugegangen ist. Ja so verschmäh kann he nicht sein, daß er gegen Dein' heiligen Willen ist. Wann er auch erst ein winkl unschier thut, dernach giebt er sein' Segen und richt' die Hochzit. Gelle, lieber Gott, so hast Du's vor? Es merk' ich erst, wie gut Du bist. No bringt mich auch nix von der Kirch' mehr ab, und die ander' Woch' nehm ich das Abendmahl. Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der Arbeitsstube.

Von N. Leontjew.

(Schluß.)

Alles in der Arbeitsstube erstarrt, wird still wie vor einem Sturm. Nur das Weinen Anjutka's ist zu hören. Sie sitzt auf einer niedrigen Bank im Winkel, ganz behängt mit den weißen Sämmchen. Vorsichtig trocknet sie ihre Thränen damit die Arbeit nicht schmutzig wird.

Plötzlich fliegt wie ein Sturmwind die Prinzipalin in die Stube. Im schwarzen, festgeschnürten Arbeitskleid sieht sie ungleich anständiger aus, als am Morgen; in der rechten Hand hält sie die unglückselige Notunde.

„Da, ergöht Euch, daran!“ zischt sie mehr, als sie spricht, indem sie die Notunde mit dem Pelz nach unten auf den großen Arbeitstisch der Taillemäherinnen wirft. „Solch ein teurer Gegenstand verborben! Ganz und gar verborben! Näden, Schultern . . . nicht eine ganze Stelle im Plüsch! Was soll ich bloß thun? Was soll ich bloß der Kundin sagen? Wer hat die Heftfäden ausgezogen? Anjutka, Du? Und warum haben Sie nicht aufgepaßt? Sie sind die älteste Arbeiterin! Sie haben die Verpflichtung . . .! Na, antworte doch irgend jemand! Warum schweigt Ihr alle? Habt Ihr Wasser im Munde, wie?“

„Wir haben genug mit unster eignen Arbeit zu thun und können nicht auch noch die Lehnmädchen beaufsichtigen. Wer konnte ahnen, daß sie nicht einmal weiß, wie man Heftfäden aus Plüsch auszieht? Fragen Sie sie doch selbst, warum sie so ausgezogen hat? Sie wollte Heftfäden iparen, die Fäden sollten ganz bleiben!“ sagt leise und erboft, ohne sich direkt an die Prinzipalin zu wenden, ganz blaß vor Schreden, die Arbeiterin Sakscha, die am Abend vorher Anjutka die Notunde gegeben hat.

„So, so! Dann bin ich wohl allein daran schuld, und Sie und überhaupt Ihr alle gar nicht! . . . Du denkst vielleicht, das wird Dir so hingehen, Anjutka? Ein so teures Stück . . . viele hundert Rubel . . . verborben. Denkst, das schadet nichts! Weinst! Als wenn das was helfen soll! Na wart', ich hole die Polizei!“

„Verzeihen Sie! . . . Ich w. . . wußte nicht . . . Immer hat man . . . mich so gelehrt . . . und ich bemühte mich . . . daß die Heftfäden ganz bleiben!“ sucht Anjutka sich unter Thränen zu rechtfertigen.

„Schweig!“ schreit das wilstende Weib, holt aus und läßt die Hand schwer auf die Schulter des unglücklichen Mädchens fallen, welches unter diesem Schläge zuammertnickt. „Nad' mich nicht rasend! Damit die Heftfäden ganz bleiben, verdirbt sie solch ein teures Stück! Ach, ich werde wahrhaftig noch ganz verrückt!“

„Vielleicht kann man's ausplätten? Wir haben das schon mal gemacht, und es wurde ganz gut! Wenn es erst glücklich aus dem Laden heraus ist. . . . Sowie die Dame es einmal bei Frost trägt, hebt sich der Plüsch und wird wieder wie neu,“ schlägt die älteste Arbeiterin furchtsam vor. „Die Notunde kann ja gegen-abend weggeschickt werden, dann bemerkt man es noch weniger.“

„So? Glauben Sie? Na meinetwegen: versuchen Sie, was Sie wollen. Ich komme gleich wieder.“

Raum hat sich die Thür hinter der Prinzipalin geschlossen, als ein großer Teil der Arbeiterinnen sich auf die Notunde stürzt.

„Ach, ach, aber auch so zu bemerken! Nein! Ich glaube, das wird sich nicht ausplätten lassen. Der Plüsch hat sich zu sehr gelegt! Und dazu noch hellblau! So zu bemerken. Na, das ist 'ne nette Geschichte!“ entsetzen sich die Arbeiterinnen, indem sie sich tief über die Notunde beugen.

„Na, Anjutka, da hast Du mal was Schönes angerichtet! Sie wird Dir schon geben: Dein ganzes Leben lang wirst Du daran denken!“

„Vielleicht muß ihre Mutter den Schaden ersehen?“

„Selbstverständlich! Wer die Schuld hat, muß den Schaden ersehen.“

Mit offenem Munde, mit vor Schreck erweiterten Pupillen hört Anjutka zu, während dicke Thränen ihr in den Augen stehen. Plötzlich als alle sich noch um den Tisch drängen, legt sie hastig ihre Säume auf dem Bänkehen zusammen und schleicht leise aus dem Zimmer.

„Und unsere Arbeit? Soll die sich etwa von selbst machen? Ist das Verstand, was?“ erinnert sich zuerst die älteste Arbeiterin. „Katta, Radja, macht mir den Tisch zum Plätten rein! Bringt 'ne Tasse Wasser und ein nasses, reines Handtuch! Seht nach dem Plätteisen, daß es bald glühend wird! Aber etwas fix!“ Sie erteilt ihre Befehle und breitet die Notunde auf dem Tisch aus.

Einige Minuten später ist alles fertig, und die Arbeiterin beginnt ihr Werk. Nachdem sie die Enden des nassen Handtuchs zwei Lehnmädchen zu halten gegeben hat, die es ganz straff über der Notunde anziehen müssen, führt sie das glühende Eisen über das Handtuch und verfolgt ängstlich die Wirkung des sich entwickelnden Dampfes auf die verdorbenen Stellen im Plüsch. Als nach zwei bis drei Touren des Eisens über das Handtuch letzteres trocken geworden ist, seuchten die Lehnmädchen es wieder reichlich an, wechseln das Plätteisen gegen ein heißeres um, und alle drei setzen die Arbeit fort, bis die ganze Notunde bearbeitet ist. Als Lisa zwei Stunden später den Plüschmantel einem Lehnmädchen umhängt und sorgfältig das Resultat ihrer Bemühungen prüft, erschellen sich ihre Züge.

„Na seht mal, Herrschaften! Nicht wahr, schon viel besser? Jetzt sind die verdorbenen Stellen kaum noch zu bemerken... Na, Anjutka, freu' Dich! Geh schnell, rufe Henriette Ludwigowna! Dir wird nichts passieren!... Wo ist sie denn?“ fragt plötzlich Lisa, als sie Anjutka nicht in der Arbeitsstube erblickt.

„Ja hvo steckt sie eigentlich? Die ganze Zeit, während wir plätteten, habe ich sie nicht gesehen.“

„Hat jemand Anjutka fortgeschickt?“

„Nein, ich glaube nicht. Sie hat hier die Säume genäht, da liegt ja noch ihre Arbeit! Wahrscheinlich ist sie hinausgegangen und wird gleich wieder kommen.“

„Dann lauf Du, Manka, in den Laden nach Madame. Sie möchte unsere Arbeit sehen kommen.“ sagt die älteste Arbeiterin.

„Gott sei Dank, daß es noch so abgegangen ist!“ seufzt Sascha. „Wirklich, viel besser geworden! Kaum noch zu sehen! Ich habe mich aber nicht schlecht erschreckt... Hab' ich denn Zeit, auf das Lehnmädchen aufzupassen, wenn einem hier das Feuer auf den Nägeln brennt... Man vergißt alles...“

„Still! Madame kommt!“

„Na also, wie ist's? Zeigt mal! Hat's geholfen?“ fragt eilig eintretend die Prinzipalin.

„Ja, ich glaube, es geht. Sehn Sie doch!“

„Gut hm! Es geht. Aber Sie müssen noch einmal plätten. So kann ich mich noch nicht entschließen, es abzuschicken. Besonders hier im Rücken, an der mittleren Naht, ist noch ziemlich viel zu sehen, da muß noch einmal geplättet werden; auch vorne, wo der Kragen endigt, bis ganz nach unten am Saum der Notunde, da ist auch noch stark zu sehen.“ sagt, mit den Fingern auf die bezeichneten Stellen weisend, die Prinzipalin. „Na, Anjutka, noch glücklich abgelaufen!... Wo ist sie denn?“

„Einen Augenblick rausgegangen.“

„Weiten Sie sich, bereiten Sie sich... Machen Sie schnell!“ Und die Arbeiterin beginnt ihr Werk von neuem.

„Herr Gott im Himmel! Solch' ein Unglück!... Ein Unglück. Wo ist Madame?... Ach mein armer Kopf!...“ brüllt aus voller Kehle die Köchin durch die geöffnete Thür der Arbeitsstube.

Die ganze dicke Figur ist in Aufruhr. Ihre Haare ist auf die Seite gerückt, und ein Büschel rötlichen Haars fällt ihr auf die Stirn. Die runden, kleinen Augen scheinen aus den Höhlen herauszuquellen.

„Was? Was ist denn los? Brennt's?“ fahren die Arbeiterinnen von ihren Plätzen in die Höhe und stürzen in die Küche.

„Was giebt's hier? Wohin, wohin wollen Sie?“ erklingt die zornige Stimme der eintretenden Prinzipalin.

„Madame, Madame! Schnell, schnell! Im Stall... die Anjutka, Anjutka hat sich aufgehängt!“

„Was? Hat sich aufgehängt?! Gott, solch' eine Strafe!“

„Ich gehe in den Stall nach Kohlen, und da hängt sie im Winkel, schon ganz blau!“

„Anjutka hat sich aufgehängt? Anjutka? Die Vermste!“ ertönt es aus der Mitte der Arbeiterinnen, die sich auf einen Haufen zusammendrängen.

„Das ist der Notunde wegen, nur darum! Hat Furcht bekommen! Ja, wie soll sie auch nicht Furcht bekommen, wenn Madame ihr so lange macht! Und wir alle sind auch schuld! Stehen bei der Notunde: ach! und oh! Hätte noch 'ne ganz andre als Anjutka Furcht bekommen! Und sie war immer so schnell eingeschüchtert, so leicht verlegt!“

„Die Vermste!“

Im Stall, unter einem alten, verrosteten Nagel, hängt Anjutka, mit den Füßen beinahe den Boden berührend. Das kurze Röckchen

reicht nicht bis zu den Knien und läßt die blaugelblichen mageren Beine sehen. Traurig blickt ihr fast noch kindliches Gesichtchen, von spärlichen blonden Haaren umrahmt.

Polizei ist noch nicht da, nur der älteste Hausknecht geht schweigen Schritt in Stall hin und her, ohne jemand zu erlauben, den Körper zu berühren, und selbst nur von Zeit zu Zeit ängstlich hinblickend.

„Der Polizeileutnant! Schulkleute kommen! Polizei kommt!“ geht es durch die Menge, welche Platz macht.

Nach Aufnahme des Protokolls, zu welchem alle Arbeiterinnen mit Madame an der Spitze antreten müssen, wird der Körper der Selbstmörderin abgenommen und auf eine breite Bank gelegt.

„Wird sie lange hier bleiben? Wann holt man die Leiche ab, Herr Lieutenant?“ fragt bittend Madame.

„Gleich, gleich, Frau Blitschkin. Ich habe schon nach dem Wagen geschickt,“ sagt angenehm lächelnd der etwas gedehnte Lieutenant.

„Ich verliere einen ganzen Tag Arbeit, und die Zeit ist vor dem Fest sehr kostbar, wie Sie ja wissen.“

„War das Mädchen eine Waise? Hat sie keine Verwandten?“

„Da! Da ist die Mutter! Macht Platz! Ach wie vergrämt sie aussieht!“ flüstert's in der Menge.

Laut jammernd fällt eine reinlich gekleidete, ältliche Frau vor der Selbstmörderin nieder. Lange bemüht sich der Lieutenant vergebens, sie von der Leiche fortzubringen, um mit ihr das Protokoll aufzunehmen.

„Kinderfrau... Ich bin Kinderfrau beim Direktor der französischen Bank,“ antwortet sie unter Thränen. „Ach Du mein armes Waisenkind, warum hast Du mich verla—assen?! Du warst mein einziger Trost! Mein armes Vögelchen, mein armes Vögelchen! Ins Unglück haben sie mein Töchterchen gestürzt, das arme Wurm!... Ach, ach, ach!“ schluchzt sie, sich vor der Leiche auf der Erde windend.

„Laß sein, Tantchen, laß sein! Da ist nichts mehr zu machen. Die Leiche muß fortgeschafft werden!“ versucht ein Schutzmann sie in die Höhe zu richten.

„Was? Fortschaffen? Wohin? Abwaschen muß man sie!“ sagt die Frau erschreckt, am ganzen Leibe zitternd.

„Nein, Mütterchen! Jetzt kommt sie erst nach der Anatomie; wenn Du sie von da rausbekommst, launst Du sie begraben, wie Du willst.“

„Ich werd's, ich werd's! Meine Herrschaft wird für mich eintreten! Nicht fortbringen... nicht!“ beginnt sie von neuem zu schreien.

„Hier bleiben? Auf keinen Fall! Was fällt Ihnen ein? Ich habe 'ne Arbeitsstube, ich erlaube nicht, daß sie hier bleibt! Schon genug Unruhe ohnedies!“ bemerkt Madame streng, indem sie den Lieutenant anblickt.

„Angesakt! Da ist weiter nichts zu reden! Wenn sie's ertvirk, die Papiere bekommt, mag sie die Tochter begraben,“ bemerkt antreibend der Lieutenant.

Und ohne auf das Schreien des Weibes zu achten, tragen die Schulkleute den Leichnam in den Wagen.

Langsam zerstreut sich die Menge. Einigen stehen die Thränen in den Augen; andern thut es leid, daß das Schauspiel schon zu Ende ist, daß man von neuem zu der Arbeit zurückkehren muß. Traurig gehen die Arbeiterinnen, eine nach der andern, in die schon ganz dunkle Werkstatt. Viele von ihnen weinen aufrichtige Thränen; jede steht im Geiste die eignen Lehrjahre, da sie auch mehr als einmal hat zum Strid greifen wollen.

Wieder ergiehn die Lampen ihr gelbliches Licht, wieder hämmern die Nähmaschinen ihren rhythmischen Takt. Und wieder werden die Arbeiterinnen bis in die späte Nacht hinein arbeiten, bis zur vollständigen Erschöpfung aller ihrer Kräfte.

Kleines Feuilleton.

ok. **Witz und Humor der Kinder.** Ueber „Kinderwitz“ bringt die „New Liberal Review“ einen Artikel von Dr. Maonamara, der zu diesem anziehenden Thema eine Reihe neuer Beispiele bringt. So erzählt er folgendes: Als Mrs. V. Mrs. A. besucht und von ihr mit überhäufiglicher Vergnügung empfangen worden ist, macht sich der kleine Tommy A. an Mrs. V. heran und fragt: „Wohnen Sie in einem hübschen Zimmer?“ „Was für eine merkwürdige Frage, warum fragst Du danach?“ erwidert Mrs. V. Tommy antwortet: „Als Sie den Garten heraufstamen, sagte Mama, daß Ihr Zimmer besser als Ihre Gesellschaft wäre.“ Folgende Definition einer Lüge war wahrscheinlich die Frucht einer guten Erfahrung: „Eine Schwändlichkeit in den Augen Gottes, aber eine augenblickliche Hilfe in den Zeiten der Not.“ In der Vogelkunde sind Stadtkinder keine Sachverständigen, aber es ist doch zu viel, wenn sie erklären, daß unsere „gefiederten Fremde“ „Engel“ und „Kote Indianer“ sind. Einige Kinder wissen jedoch etwas über Vögel, wie folgende Anekdote zeigt: „Als der Lehrer zum zweitenmal die Geschichte von Jakobs Traum durchnimmt, fragt ein Knabe: „Warum gingen die Engel die Leiter empor, da sie doch Flügel haben?“ Der durch diese Frage in die Enge getriebene Lehrer fragt nun: „Kann einer von Euch die Frage vielleicht beantworten?“ Darauf meldet sich ein anderer und sagt: „Weil sie in der Manufaktur waren.“ „Wer hat die Welt geschaffen?“ fragte einst ein Inspektor in einer Klasse sehr kleiner Knaben. Keins Ant-

wort. Mehrere Male wiederholte er seine Frage und wurde immer eindringlicher. Schließlich schluckte ein armer kleiner Kerl, indem er seine Augen kräftig mit seinen Knöcheln bearbeitete: „Ich bin es aber nicht gewesen.“ Auch folgende Geschichte ist sehr hübsch: „Warum geht die Sonne niemals in den englischen Besitzungen unter?“ fragt der Lehrer. „Weil die englischen Besitzungen im Norden, Süden und Osten liegen und die Sonne immer im Westen untergeht.“ Originell sind auch folgende Definitionen: Das Zebra ist wie das Pferd, nur gestreift, und wird hauptsächlich gebraucht, um den Buchstaben Z zu illustrieren. — Die Heiratsgebräuche bei den alten Griechen waren, daß ein Mann nur eine Frau heiratete, und das nannte man Monotonie. — Glaube ist jene Eigenschaft, die uns befähigt, das zu glauben, wovon wir wissen, daß es unwahr ist. — Das Parlament ist der Ort, wo sie nach London gehen, um über Birmingham zu sprechen. — Eine beschränkte Monarchie ist eine Regierung durch eine Monarchie, die im Fall eines Bankrotts für die ganze Nationalschuld nicht verantwortlich wäre. Im Privatleben hat man daselbe bei einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung. — Ein Keher ist jemand, der niemals glauben wollte, was man ihm sagte, sondern nur, nachdem er es mit eigenen Augen gesehen oder gehört hatte. — Eine Interjektion ist ein Geschrei oder Geheiß von einer Person, die zu überrascht oder erschreckt ist, um mit ihren Gedanken einen Satz zu bilden. Es ist nicht ganz eine menschliche Sprache. Die niederen Tiere sagen nur Interjektionen. Infolge dessen nähern sich bössartige und ärgerliche Leute sehr den Tieren. — Ein Vacuum ist ein in eine Schachtel geschlossenes Nichts. Man kann die Luft auspumpen. Wenn alle Luft und alles sonst ausgeschloffen ist, kann man natürlich dort, wo vorher die Luft war, nichts einschließen. — Das Kind, das folgende Anweisung gab, um ein Zimmer anzufegen, war wahrscheinlich als Hausmädchen für einen gelehrten Mann geschaffen: „Man bedede die Möbel mit Staubbezügen, streue feuchte Tücherblätter auf den Teppich, feg dann das Zimmer sorgfältig in die Müllschaufel und werfe es aus dem Fenster.“ —

Musik.

Wenn man nach Ansichten auf eine Weiterentwicklung der Kunstform der Sinfonie fragt, so werden neben solchen länger anerkannteren Namen, wie denen eines Brahms, Draesele u. A., ganz besonders Brüdner und, als dessen Nachfolger, Gustav Mahler genannt. Mahler, ein Operndirektor, wie er uns in Berlin ausgerechnet fehlt, der führende Geist der Wiener Oper, ist bei uns bereits durch einige Orchesterlieder eingeführt, die ein alt-vollstämmliches Gepräge mit modernem Raffinement verbinden. In der neuesten Musikgeschichte ist er vornehmlich durch drei Sinfonien eingezeichnet. Die 1. wurde 1891 gebracht und ist romantisch pastoral; die 2. kam 1895 und enthält im Finale Chor und Soli („Auf-er-stein, ja Aufer-stein“), dadurch an Beethoven und Verlog anknüpfend; die 3. ist von 1896 und wird als Programmstück bezeichnet. Die 4. wurde am letzten Sonntag und Montag hier zum erstenmal aufgeführt, im Konzert des „Berliner Tonkünstler-Orchesters“ (H. Strauß-Konzert) und zwar unter des Komponisten persönlicher Leitung. Sie ist kurz gefaßt das Neueste, was wir bisher an moderner Behandlung der Kompositionstechnik gehört haben, und wurde und wird denn auch „nach Noten“ zusammengeheftet. Zur Bequemlichkeit der kritischen Stimmen wäre es wohl praktisch gewesen, Mendrude zu veranstalten und zu verteilen von den Urteilen, die seiner Zeit über Mozarts und besonders Beethovens Kühnheiten vorgebracht wurden. Mißbilligende Entrüstungen über Beethoven könnten da wieder aufleben. Dürfen wir den Eindruck, den uns jenes eigenartige Werk machte, bereits nach dem einen Hören zusammenfassen, so ist es folgendes: Wie Beethovens 7. Sinfonie eine „Apotheose des Tanzes“ genannt wurde, mag es auch Mahlers 4. Sinfonie werden. Man stelle sich all das vor, was man sich bei der Erinnerung an alte siddentische Tanzweisen, an den „lieben Augustin“, an Schuberts und Wolfmanns, aber auch an Brüdners östreichische Stimmungsbilder vorstellen kann; man denke sich das alles ausgedrückt von einem Komponisten, der über alle modernen Mittel der Polyphonie und Instrumentation verfügt und mit seinem Können virtuos spielt, bald schmeichelnd, bald verblüffend, bald lodend, bald lassend, meist grazios schwebend, oft von gewaltigster Größe, stets originell; und endlich das Ganze ausklingend in ein Sopranosolo-Lied aus des „Arabes Wunderhorn“ von den himmlischen Freuden der Englein: dann hat man eine kleine Ahnung von der großen Mahlerei.

Der neue Opernstar, Fräulein Thila Plaichinger, sang das Sopranosolo. Es war wirklich eine Freude, eine solche Stimme in der Ausführung einer solchen Aufgabe zu hören. Was uns ganz besonders beachtenswert erschien, ist dies, daß wir hier, während sonst gute Töne der Höhe meist nur von den mehr lyrischen Sopranen mit den zarteren Stimmen zu hören sind, solche Töne von der breiten Fülle einer dramatischen Stimme zu hören bekamen. — Fr. Plaichinger sang außerdem drei Lieder mit Orchesterbegleitung von Hugo Bösch, also eine Musikgattung, die an sich schon mehr Pflege verdient, als ihr bisher in den gewöhnlichen Konzerten mit dem Klaviergesang und mit den herausgerissenen Opernarien zu teil wurde. Bösch hat sich bereits — erst Rheinberger-Schüler, dann auf verschiedenen Gebieten der Musikpflege thätig, und ein Hauptgründer der „Genossenschaft deutscher Komponisten“ — durch Chorlieder und

durch Musikchristiellerei in modernem Sinne einen Namen gemacht. Seine Lieder entfalten nicht etwa eine Mahlersche Originalität und erinnern an manches bei Schumann und bei Liszt. Aber an Innigkeit des Ausdrucks stehen sie ganz bedeutend da; und dies fühlte wohl auch das Publikum, als es das erste („Und hätt' ich nie gejungen“) zur Wiederholung begehrte.

Noch einmal Mahler! Gleich Brüdner zeigt er eine Kunst der Stimmführung, die allein schon eine Wächung verwehrt. Auch seine Instrumentationskunst, wohl noch über Brüdner hinausreichend, erzwingt sich Anerkennung. Geißler steht es mit seiner Beherrschung des formalen Aufbaues. Wie dieser schon bei Brüdner, vielleicht geradezu durch einen Studienmangel, hinter seinen übrigen Fertigkeiten zurückbleibt, so scheint es auch bei Mahler zu sein. In die Stelle der gewohnten Formen der regelmäßigen Gliederung, Wiederholung usw. tritt ein aufkeimendes Chaos. Indessen: „Wollt Ihr nach Regeln messen“ usw. Also heißt es nach eigenen Regeln des Neuen suchen. Und da tritt aus dem einen flüchtigen Eindruck der Mahlerschen Sinfonie wenigstens das eine Prinzip hervor: das Festhalten von Grundmotiven, Grundstimmungen durch die diversesten musikalischen Reden hindurch, das stete Zurückkommen auf das Eine in den buntesten Wandlungen. Das gehört eben zu Mahlers eigener Sprache. Und wer eine solche spricht, nicht stammelnd, sondern mit einem sei es auch ins Akrobatenhafte gesteigerten Können, der muß uns schon deshalb willkommen sein. In diesem Sinne ist uns auch H. Strauß willkommen, sogar mit jener nach dem eigentlichen Zusammenhang unverständlichen Liebeszene für Orchester allein, aus seiner neuen Oper „Feuersnot“, die damals ebenfalls aufgeführt wurde.

Wer eine eigne Sprache spricht, wird verächtpf, und wer eine fremde spricht, kann meistens auf diese gefährliche Ehre verzichten. Heinrich Reinhardt redet die alte, überall gehörte Sprache der Wiener Operette mit den unjagbar verbrauchten gewöhnlichen Melodiewendungen. Seine Operette „Das süße Mädel“ ist kein süßes Mädel, „das in seiner besten Laune der Herrgott g'schaffen hat“ — wie es in dem Hauptchörlager darin heißt. Sie hat, abgesehen von der typischen Illunterhaltung, die sie gewährt, das Verdienst, den besserer Aufgaben würdigen Künstlern des Central-Theaters Gelegenheit zu dankbarem Spiel und zu manch' ausdrucksvollem Gesangsvortrag zu geben, im „Meinen See“ und in dieser oder jener sonstigen Stelle. Einmal erhebt sich der Komponist zu etwas Bemerkenswertem: in dem Duett gegen Ende, das mit Geschild den englischen Operettenstil parodiert — wenn nicht schon damit dem Komponisten mehr zugeschrieben ist, als er leisten wollte. — Wir greifen der heutigen Premiere voraus, indem wir nach der Generalprobe urteilen. Anders wird's ja wohl nicht werden. Und der Direktion sei nicht gerollt, daß sie auch das versucht. — sz.

Humoristisches.

— Agrarier unter sich. (Am Büffet des Reichstags.) „Sehen Sie, lieber Kollege, das mit dem Hungergepenst, das sind Uebertreibungen, damit schaden die Freihändler nur ihrer eignen Sache. Meines Erachtens ernährt man sich in Deutschland reichlich und gut!“ —

— Verteidigung. Weltreisender: Aber Herr Meier, Sie wollen über Jagden in Indien mitsprechen? Herr Meier: Erlauben Sie mal, wo ich vor jedem Bett ein Tigerfell liegen habe! — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Sudermanns neues Drama wird in der dritten Januarwoche gleichzeitig in Berlin und am Wiener Burgtheater in Scene gehen. —

— „Schall und Rauch“ veranstaltet am 21. und 22. Dezember, nachmittags 4 Uhr, Märchenvorlesungen. Auguste Wilbrandt-Vandins und Luise Dumont werden vorlesen; dazu sollen seitens der „Urania“ Projektionsbilder, die das Volksleben in China und Japan darstellen, vorgeführt werden. —

— Loie Fuller tritt bis Ende des Monats in Wolzogens „Buntem Theater“ als Gast auf. Sie ist auf die „ausgefallene“ Idee gekommen, allgemein bekannte Musikstücke durch Bewegung und Farbe lebendig werden zu lassen. —

— „Bürgerlich und Romantisch“ wird anlässlich des hundertsten Geburtstages Bauernfelds, mit Kostümen und Dekorationen aus der Wiedermeier-Zeit, im Wiener Burgtheater aufgeführt werden. Dieselbe Bühne wird auch Shakespeares „Troilus und Cressida“, in der Bearbeitung von Adolf Selber, am 20. Januar bringen; Kainz und Lotte Witt werden die Titelfiguren spielen. —

— Zwei antike Marmorköpfe, der eines Aeskulaps und einer jugendlichen Figur, sind in den Thermen von Carracalla aufgefunden worden. —

— „Freie Hochschule“ nennt sich eine neue Berliner Volkshochschule, die in der zweiten Januarwoche eröffnet wird. Als Dozenten für die ersten Vortragszyklen werden genannt: Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und Theodor Kappstein. —